Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 58 (1954-1955)
Heft: 21

Artikel: Sommerblicke auf den Zürichsee
Autor: Heer, Gottlieb Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672449

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zu blöken. Sie witterten hinter den dunklen Häusern schon die grosse Grasebene der Wollishofer Allmend im Schattenkegel des Berges; unter der schmalen Utobrücke stieg aus der Mulde des Sihlbettes der kühle Hauch des Bergwassers empor, die Eschen rauschten im Morgenwind, weiter wurden die Abstände zwischen den Gebäuden, schon gab es Ställe, in denen Ketten rasselten und Kühe muhten, vergitterten Laternen, die an den Armen der Knechte baumelten, den Geruch von Heu und Dung.

Dann, hinter dem Moränenhügel der Brunau, jenseits der Schienen der Sihltalbahn, brachen die Schafe unter den Nussbäumen hervor und galoppierten über die Grasnarben, hinein in das waldgesäumte Rund unter den verblassenden Sternen.

Die Pferde standen am Rande der Ebene, nahe den Erlengehölzen am Fuss der Hänge. Nauli stiess einen Stock in die Erde und wartete. Die Hälse der Tiere waren nun alle nach abwärts gebogen, die Mäuler rauften und rupften im kurzen Gras. Einmal mehr erlebte es der Hirte, wie die Herde sich um ihn scharte und niederzulegen sich anschickte, dass er zur Mitte eines Heerlagers wurde, eine ragende Kathedrale zwischen dicht gedrängten wolligen Rücken. Von der Brunau herüber war noch immer das Blöken und Träppeln der letzten Tiere des heranströmenden Zuges zu hören; aber dann wurde es allmählich stiller, und auch an den Rändern der Herde verlor sich die Bewegung. Es waren wieder alle beisammen auf dem Weideland, der grossen Allmend, die die aus dem Sihltal langsam hervorquellenden Nebel sachte einzuhüllen begannen.

(Aus «Alles in Allem», 3. Band, erschienen im Artemis-Verlag Zürich.)

Sommerblicke auf den Zürichsee

Gottlieb Heinrich Heer

Als ein Hügel voller Sanftmut und Bescheidenheit folgt der Zimmerberg über dem linken Ufer des Zürichsees treulich der Krümmung des Gewässers. Er liegt, als sei er vom mächtigen aus der Tiefe strebenden Albis beschützt, wie dessen kleiner, kindlicher Bruder an den Wogen und scheint mit ihnen zu tändeln, wenn da und dort an seinem untersten Saum die Aeste einer Parkweide oder der Kies einer Bootlandestelle ins Verrieseln der Wellen greifen. Hangaufwärts aber gibt er sich dennoch die feinempfindende Würde eines Jünglings, in dessen Antlitz keine Falten sich furchen. Baumwiesen und gepflegte Gärten wölben sich ebenmässig bis zu den Kuppen empor.

Dort schlingt sich der Höhenweg, von Hecke zu Hecke sich seine Freiheit wahrend und um die Felder gemächlich ausweichend, als ein helles Band um die Waldungen des Hügelhauptes, und an seinen Rändern malen das Gold des Hornklees und das wie dem Himmel entlehnte Blau der Wegwarte die Zeichen der sommerlich reifen Zeit.

Der Blick dessen aber, der hier besinnlich wandert, sucht vom Glanz der Weite berührt, die forstgekrönten Höhen des rechten Seeufers, die im Dunste leicht verflimmern. Er verliert sich eine Weile in den Wolken, die leichtgeflügelt in die Ferne treiben, so dass er kaum bemerkt, wie ihre Spiegelbilder gleich stillen Kähnen in gleicher Richtung den See überqueren. Dann aber, indes der behäbige Turm von Kilchberg hinter dem Hügel versinkt und schon der Giebel des alten Nidelbades aus den Baumkronen stösst, sinkt dieser Blick während des Gehens zurück und verharrt in der Nähe. Er entdeckt, von der Fülle des Greifbaren angezogen, jene Dinge, die am Wege liegen, am Wege des Menschenlebens, das dem Orte sich

verpflichtet weiss, und er fasst die Erinnerungen, die das Wesen dieser Dinge in ihm erweckt.

Wie ein leichtfertiger Schnörkel aus biedermeierlicher Zeit klingt schon der Name «Nidelbad». Er beschwört Bilder einer Sattheit, als sende ein üppig gelebtes Leben seine Ausstrahlungen noch in das fette Wort, das ein Ueberbleibsel ist. Er verführt zu einer falschen Vorstellung, wenn auch das Jahrhundert, aus dem er stammt. leiblichen Genüssen noch unbekümmerter hingegeben war. Hörte man wohl, dass im verwöhnten und verfeinerten Altertum vornehme Römerinnen in Milch badeten, so dürfte dennoch nicht daran zu glauben sein, dass im 18. und 19. Jahrhundert ebenso vornehme, jedoch sachlich nüchterne Zürcherinnen in den Rahm tauchten! Nein, es hat eine erdhaftere Bewandtnis mit diesem verschollenen Bädlein, wo besonders an schönen Sommertagen sich eine vielfältige Gesellschaft getroffen haben mag, und die Erklärung steigt gleichsam aus dem Boden.

Dort, wo heut eine neuzeitlich denkende Gemeinde für ihre Einwohner Pflanzland angelegt hat, dehnte sich damals ein Moorland auf einer ebenen Stufe der Anhöhe aus, und es wurde dereinst hier Torf gegraben, zur «Haab» an den See gebracht und auf die Torfschiffe verladen. Wo jetzt schmucke Anwesen stehen, kränzte damals eine Reihe von Torfscheunen sumpfige Tümpel. Selbst das Haus, in dem der Musiker Johannes Brahms in den siebziger Jahren wohnte — er liebte diesen Hügel über dem See, der sein Schaffen anregte — selbst dieses noch heute «Brahmshaus» genannte, bäuerlich anmutende Gebäude, war ursprünglich ein solcher «Turbeschopf».

Das braune Wasser dieses Moorlandes aber bedeutete die «Heilquelle» des Nidelbades. Es wurde zu Schaum geschlagen und in diesen Schaum, den sie sinnigerweise «Nidel» bezeichneten, stiegen die Gäste aus Zürich und der weiteren Ostschweiz, im heiteren Glauben, von allen möglichen Gebresten, vor allem denen ihres Stoffwechsels, Heilung zu finden.

Mochte dieser Schaum ihre Sehnsucht gestillt haben oder nicht — für die Sehnsucht nach Gemütsaufhellung und Abwechslung war jedenfalls in den kleinen «Lusthäusern» gesorgt, die dem Bädchen angegliedert waren, und wo der wahre «Nidel» fraglos zu seinem Rechte kam. Er wurde sicherlich genossen, wie zu Spiel und Tanz der Wein, den kaum das linke, viel eher aber das vielbeneidete rechte Ufer des Zürichsees in diese gastliche Stätte zopfigen Schäkerns geliefert haben dürfte.

Wenige Rebenflecken, da und dort wie seltene Antiquitäten zwischen die baulich stets sich erweiternden Dörfer gestreut, sind der herkömmliche Beweis dafür, dass früher auch am linken Ufer der Rebbau mit Liebe gepflegt wurde. Auch auf diesen Hügeln mühten sich die Bauern früher mit einem unentwegten Rebwerk durchs Jahr, und auch an diesen sanften Hängen, die der Morgensonne zugekehrt sind, verhallten die Jauchzer fröhlicher Weinleser. Es störte damals die Fröhlichkeit der Winzer am linken Zürichseeufer wahrscheinlich wenig, wenn der «Ruhm» ihrer Ernte etwas geschwärzt wurde und wenn die Leute von Meilen den Essig des Spottes in den «Bendlikoner» schütteten. Sie mögen es eben hingenommen haben, wenn einer etwa berichtete, der Pfarrherr von Küsnacht habe Klage erhoben, weil ihm eine über den See gespickte Traubenbeere ein Kirchenfenster eingeschlagen habe, oder wenn ein Witzbold behauptete, unter den Jägern habe eine grosse Nachfrage nach solchen Beeren eingesetzt, weil sie, als Flintenkugeln verwendet, eine noch schlagendere Wirkung erzielten als Blei! Die Derbheit der Uebertreibung, ein bewährter Pfeil auf der Armbrust des Volksspottes, ist vielleicht — neben der tatsächlich «unbezahlbaren» Qualität des Weissen und Roten jener Weinlesen — mit ein Grund dafür gewesen, dass aus den Rebbergen des linken Zürichseeufers Wiesen, Gärten und Pärke wurden.

Noch einmal gleitet der Blick dessen, der besinnlich wandert, durch die Weite der Lüfte zu den Höhen und Dörfern des anderen Ufers. Ist es das bevorzugte, das von der Natur als Liebling verwöhnte? Viel vergleichendes Abwägen, mit verschmitzter Nebenbuhlerei hüben und drüben oft unternommen, ist durch diese Frage schon angeregt worden. Das Weinufer sei das sonnigere, wärmere — eben die Reben seien dafür Zeugen —; aber die Sonne blende dort infolge der Spiegelung im Gewässer auch heftiger und schmerze die Augen. Das linke Ufer gebe die Schau in die Berge stolzer und weiter frei, auf dem rechten Ufer aber lockten die stattlicheren Waldungen. Das Weinufer habe die menschlichen Werte des Herkommens besser bewahrt, das Ufer des Zimmerbergs jedoch sei fortschrittlicher. So geht gelegentlich das Hin- und Widerreden. Mögen die Meinungen auf- und niederfluten wie die Seewellen unter dem

Föhnwind und sich zumindest darin finden, dass hüben und drüben eine gleiche kernige Sprache geredet werde. — Seebube, Seerueche! — mögen ich die Leute auch freundeidgenössisch hänseln, das eine ist gewiss, das dieser Sommerblick begreift: dass der See nur mit *beiden* Ufern, die geschwisterlich nicht ohne einander denkbar wären, sein ganzes Wesen offenbart. Sie ergänzen sich als Spangenfassung einer heimatlichen Kostbarkeit. Die Gemeinsamkeit der Ufer hütet die Seele dieser Landschaft, die um sich werben lässt, und die den inneren Reichtum erst ganz erschliesst, wenn das Leuchten des hohen Sommers zwischen den Hügeln über die klarblauen Fluten glitzert.

Zur sommerlichen Kühlung

Das Wass, das Wass, das Wass . . .

Was das sei, das Wass? Zunächst ein Ueberfluss an S-Lauten. Im weitern nichts anderes als das damit in Uebereinstimmung stehende Zischen, das entsteht, wenn Kinder eine Brunnenröhre zuhalten, um uns mit sprühendem Bogen anzuspritzen. Also Wasser, und zwar genau nach der magischen Schreibweise Christian Morgensterns in einem geheimnisvollen Gedicht vom steigenden Wasser: «Dem Kind sind schon die Beinchen nass, es ruft: das Wass, das Wass, das Wass!»

Welche Magie in diesem gekürzten Wort und der dadurch erreichten Verdichtung. Zu allen Zeiten fühlte man sich von der Magie des Wassers berührt und verführt (nach Goethes Formel vom «Fischer» und der feuchten Wassergöttin: «Halb zog sie ihn, halb sank er hin und ward nicht mehr gesehn»). Seen und Flüsse, Bäche und Ströme, Teiche und Meere — ruhendes und fliessendes, stilles und bewegtes Wasser: dieses unfassbare, dieses Farblose, das des Himmels Bläue oder das Grau der Wolken spiegelt, einst mit Erde, Luft und Feuer zu den vier Elementen gerechnet, regt auch heute noch Phantasie und Geist der Menschen an.

An einem Fluss zu stehen und nicht zu philosophieren beginnen, hiesse, Wasser im eigenen Kopf zu haben. Aber kaum einer, der nicht bemerkt, es fliesst, alles fliesst. Und damit ist man zur selben Feststellung gekommen wie vor zweieinhalbtausend Jahren der ionische Naturphilosoph Heraklit. «Panta rhei», las er der Wellenschrift der ziehenden Wasser ab, das heisst, man könne nie zweimal in denselben Fluss steigen, denn obwohl es der alte geblieben sei, wälze er stets neue Fluten vorüber.

Die Fischer, die von berufs wegen oder aus Vergnügen am Wasser stehen, müssten demnach alle Philosophen sein. Sind sie auch, sogar jene, die es nicht wissen. Die Situation erfordert es: man steht unten am Ufer; zu Füssen, einen kleinen Schritt weiter, geht es unaufhörlich, ohne Ende, vorüber — grüne Wassermassen, bald heller, wenn Sonnenlicht sie bestreicht, bald dunkler, wenn Wolken sie beschatten; über die Oberfläche hin wandern wie ein Mienenspiel die Wellen und Wirbel, ein feines Netzwerk, das sich verändert und doch immer gleich bleibt. Das ist der sinnfälligste Ausdruck dafür, dass nur der Wechsel das Beständige ist: das heraklitische Axiom!

Etwas von solchen hochphilosophischen Gedanken wohnt, wenn vielleicht auch nur als Ahnung, in jedem Fischer, der am Ufer steht und fischt, und vielleicht auch in allen jenen, die bei ihnen stehen und zuschauen. Dort geht der Mann mit der Rute zwischen Ruhe und Bewegung den schmalen Uferweg entlang. Er ist, sichern Boden